

MAGAZIN FÜR UNNA

HERBST-BLATT



Dezember 2015

Nr. 81



FROHE WEIHNACHTEN!

AUSSERDEM IN DIESER AUSGABE:
PADERBORNS JUNGER BAROCK
DIE HEILIGEN DREI KÖNIGE • FLUCHT NACH ÄGYPTEN
GESPRÄCHE ÜBER DAS GELD



Inhalt

- 3 Also sprach der Esel „Ich sage nichts!“
- 4 Jahresrückblick 2015
- 7 Leise rieselt der Schnee
- 8 Der Ochse an der Krippe
- 9 Unna lacht
- 10 Die Heiligen Drei Könige von Köln
- 11 Begegnung
- 12 Flüchtige Eindrücke von einer existenziellen Veränderung
- 13 Die Flucht nach Ägypten
- 14 Paderborn und junger Barock
- 16 Heute schon gegoogelt?
- 18 Böse Falle
- 19 HB-Gedankensplitter: Denk' ich an Deutschland
- 20 Ein Bayer in NRW
- 22 Eine uniformierte Gesellschaft
- 23 Einladung zur Lesung
- 24 Reden wir über Geld
- 26 Prosit Neujahr!

Impressum

Herausgeberin: Kreisstadt Unna
Hertinger Straße 12
59423 Unna
Tel.: 02303/256903

Internet: www.unna.de/herbstblatt/
E-Mail: dorothee.glaremin@stadt-unna.de
V.i.S.d.P.: Dr. Bärbel Beutner
Internet: Marc Christopher Krug

Redaktion:
Andrea Irslinger, Bärbel Beutner, Benigna Blaß,
Brigitte Paschedag, Christian Modrok, Franz Wiemann,
Gisela Lehmann, Heinz Naß, Ingrid Faust, Klaus Pfauter,
Klaus W. Busse, Klaus Thorwarth, Rudolf Geitz, Ulrike Wehner

Seniorenbeauftragte: Dorothee Glaremin
Seniorenarbeit: Markus Niebios
Zeichnungen: Klaus Pfauter
Titelfoto: Rudolf Geitz
Gestaltung: Andrea Irslinger
Auflage: 2500
Druck: WIRmachenDRUCK GmbH, Backnang

Nachlese

Ende August begrüßten wir, die „Ehrenamtlichen vom *Herbst-Blatt*“, im Fässchen nette Besucher. Im Namen der Stadtverwaltung Unna kamen die Herren Uwe Kutter, Beigeordneter der Stadtverwaltung, und Werner Neumann, zuständig (u. a.) für Belange der Senioren, um uns für die 20 Jahre Arbeit am HB zu loben und auch zu danken.



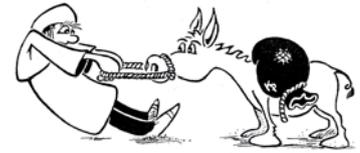
Werner Neumann, Uwe Kutter

Von der an sich reibungslosen Redaktionsarbeit wichen wir allmählich auf andere Themen aus. So wie das eben die echten Journalisten auch machen. Beide **Gäste** – in diesem speziellen Fall waren sie eigentlich unsere **Gastgeber**, schilderten Probleme, mit denen sie sich im Rathaus täglich beschäftigen müssen. Dabei betonten sie, wie wichtig und hilfreich die Tätigkeit der vielen ehrenamtlichen Helfer ist. Nicht zuletzt natürlich auch die der HB-Redaktion. Das Lob ging hinunter wie Öl, auch das Versprechen, für uns und das HB stets ein offenes Ohr zu haben. Ungewöhnlich dann vermutlich für die beiden Büromenschen die Art, wie wir gerne die Redaktionsstunde beenden. Nämlich mit einem guten Witz. Aber Herrn Kutter brachte das nicht in Verlegenheit. Auch er hatte einen auf Lager. Den möchten Sie nun auch gerne lesen? Doch den verrate ich nicht! Das wäre doch gelacht...

Ihr Klaus Pfauter

Das nächste **HERBST-BLATT**
mit der Nr. 82 erscheint
im März 2016!

Also sprach der Esel: „Ich sage nichts!“



Die Vorweihnachtszeit ist längst angebrochen. Ich glaube, dass ich den ersten Spekulatius schon im September als Sonderangebot in einem Möbelgeschäft gesehen habe. Was haben bloß die Menschen an diesem Gebäck so gefressen? Viel interessanter finde ich die reifen Birnchen, welche im Herbst häufig auf den Bürgersteigen in der Innenstadt liegen. Auf diesen Leckerbissen trampeln alle nur achtlos herum, weil sie verbissen nach Geschenken für ihre Lieben suchen. Das Angebot war zwar üppig, doch der Weihnachtsmarkt verdoppelte es noch. Damit waren die gestressten Schnäppchenjäger trotzdem nicht zufrieden. Alle suchten nach den besten, originellsten und teuersten Geschenken. Nur viel kosten durften sie nicht. Das ist eine menschliche Logik, welche ich, dummer Esel, nicht begreife. Sie wissen doch, dass im Winter alles teurer wird. Warum kaufen sie dann die Sachen nicht schon im Sommer?

Wollte ich meiner Freundin aus Bad Sassendorf zu Weihnachten eine Fuhre Heu schenken, so wäre das für meine Finanzen ein ruinöser Luxus.

Denn Heu ist im Winter rar. Deshalb bekommt sie von mir Grün- und Rosenkohl geschenkt, weil der vor den Feiertagen enorm preiswert ist. Für Weihnachtsbäume dagegen zahlen die Leute viel Geld. Dabei essen sie die nicht einmal. Im Gegenteil, später werfen sie sie achtlos vom Balkon auf die Straße. Manchmal hängen noch einige Spekulationen daran, auf welche sie schon seit September so scharf waren. „Früher war mehr Lametta!“ beschwerten sie sich bitter.

Entschuldigung, aber dazu sage ich nichts mehr.

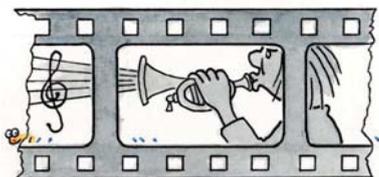
Ihr Balduin



Jahresrückblick 2015

Alphabetisch im Rückwärtsgang

- von Klaus Pfauter -



Andrea Irslinger schreibt nicht viel, aber wenn, dann vermittelt sie uns überraschende Ergebnisse eigener

Forschungen: Im HB 79 folgendes: „Musik sorgt dafür, dass der Killer als der Böse erkannt wird. Ich konnte selbst feststellen, dass nicht die Realität den Zuschauer fesselt, sondern durch die Möglichkeit des Zuschauens wächst die Stimmung. Im Nichtbemerken liegt Ruhe und Sicherheit.“ Hier möchten wir der Polizei dringend raten, einmal aufmerksam Andreas Magisterarbeit zu studieren.

Bärbel Beutner knüpft in ihrer Laudatio im HB 80 unmittelbar

darauf an: „Man trifft bei den Herbstblättern auf eine Vielfalt von Talenten. Auf Forscher, geübte Schreiber und Redakteure.“ Ein paar Seiten weiter

gibt sie zu, dass wir noch nicht alle Probleme gelöst haben: „Eine Katze soll am Morgen um 4 Uhr ihren Schlafplatz nicht auf Frau-chens Rücken nehmen. Aber wie, bitteschön, will letztere das verhindern?“, fragt die Autorin und gibt resigniert zu „Über solche Fähigkeiten verfügt kein Mensch!“.

Probleme mit Tieren hat **Beni Blaß** keine, am wenigsten mit Spinnen. Im HB 77 schildert sie liebevoll das Leben der gemeinen Baldachin-Spinne. „Die baut sich ein mehrstöckiges Zelt, dar-



über ein Baldachin, hängt sich dort an einem ihrer acht Beine auf und lässt sich von der Sonne wärmen.“ Wer wollte nicht auch so leben? Kritisch,



aber mit viel Verständnis, betrachtet Beni das sorglose Leben der Spatzen: „Sie bauen ein unordentliches Nest, das sie aber mit weichen Federn auskleiden, damit es die zahllosen Spatzenbabys recht bequem haben. Die Mama legt jedes Jahr bis zu 4 x 6 Eier. Das ist viel.“ „Trotzdem sollte man nicht mit Kanonen auf Spatzen schießen!“, ermahnt uns die Gute.

Gleich im Anschluss lesen wir den Beitrag von **Brigitte Paschedag**. Sie kann sich nicht in die Sonne hängen, wie Benis Spinnen, der leidigen Pollen wegen. Zum Glück lebt sie nicht in einem unordentlichen Nest wie die Sperlinge, sie verfügt sogar über einen Wintergarten. Dorthin zieht sie sich gerne zurück mit einem schönen Buch oder auch mit dem *Herbst-Blatt*. Was sehr zu empfehlen ist. Es begab sich aber eines Tages, dass sie mit ihrer Lektüre urplötzlich im Dunkeln saß. Es dauerte nur Sekunden, dann war das Licht wieder da. „So schnell kann keine Wolke sein!“ Brigitte kommt ins Grübeln: „Ein Reiher vielleicht, auf der Suche nach einem Fisch? Mitten in Unna? Unmöglich!“ Sie schaut dem unbekannt-

Flugobjekt nach. Es ist weiß, mit langen



Beinen und rotem Schnabel. Ein Klapperstorch also, so einer, der früher die Babys brachte. Heute ist er harmlos. „Aber manchmal geschehen Wunder.“ Das weiß Brigitte. Recht glauben mag sie's aber nicht: „Schön wäre es ja, aber leider unwahrscheinlich“, klagt sie wehmütig.

Das Alphabet nimmt auf Etikette keine Rücksicht. Deshalb ist nun **Christian Modrok** dran und nicht die nächste Dame. Er entführt uns im HB 77 in die ferne Welt der Höhlenmenschen, der ägyptischen Pyramidenbauer und antiker Helden. Vieles von

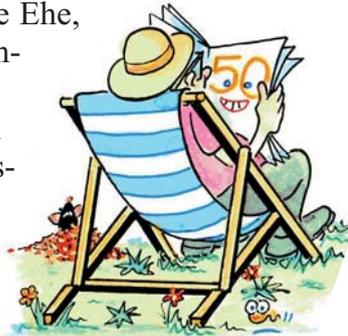


ihnen ist geblieben, aber noch mehr wurde leider zerstört. „Und was wird aus unserer Zeit für die Nachkommen bleiben? Legosteine, Kartoffelpressen und Toiletenschüsseln? Werden die späteren Generationen

mal die Herbst-Blätter studieren?“ Das fragt Christian und bleibt uns die Antwort nicht schuldig: „Aber sicher!“ Da ist Christian sehr zuversichtlich. In der Nr. 80 können Sie lesen, dass er in diesem Jahr die Diamantene Hochzeit feierte.

Darüber schreibt ausführlich **Heinz Naß**. Er bedauert die armen Standesbeamten, weil sie ausgerechnet zum Ende des Jahres die meiste Arbeit haben. Die Leute

„wagen Schritte in die Ehe, manche stolpern buchstäblich hinein, aus welchen Gründen auch immer“, schlussfolgert Heinz. Er sollte es aber wissen, schließlich feierten er und seine Brigitte in diesem Jahr die „Goldene“.



Genau so wie das Ehepaar Busse. Darüber aber schreibt **Klaus Busse** im HB kein Wort. Vielmehr macht er sich im HB 78 Sorgen, ob wir nicht zu viele Dimensionen haben. Er präsentiert unglaubliche Geschichten, „die an die Grenzen menschlicher Vorstellungen gehen“. Klaus beweist uns, was wir oben schon

kurz erwähnt haben, nämlich dass es noch vieles zu erforschen gibt: dass Kilometersteine schlecht transportierbare Grabsteine sind, oder dass Überstunden wichtige Waffen in der Tarifaueinandersetzung sind.



Nun fragen wir mal **Gisela Lehmann**. Auch sie befasst sich mit mystischen (geheimnisvollen) Dingen, mit Raben und so. Das sind Komplizen der Teufel, Hexen und anderer dunkler Gestalten. Aber noch viel rätselhafter als all die schrägen Vögel ist die Liebe der Frauen zu Schuhen, Latschen und Trettern, was sie im HB 79 überzeugend zu beweisen weiß.

„Schuhe“, das behauptet sie, „haben den Hüten und Handschuhen den Rang abgejagt.“ Unschlagbar ihre Argumente: „Schon Jesus ging auf leisen Sohlen und Julius Caesar produzierte sich mit gestickten Sandalen!“

Auch hier stößt Gisela wieder auf eine ungelöste Frage der Geschichte: „Wie kann man mit Pfennigabsätzen laufen ohne zu stürzen?“

Darauf weiß nicht einmal **Franz Wiemann** eine Antwort, obwohl er sich mit Laufen, Wandern und sogar mit Radfahren gut auskennt. Im Jubiläumsheft Nr. 80 beschreibt er diverse Bunker und sichtbare Panzersperren der Maginotlinie. „Allesamt protzige Kriegsdenkmal



denkmäler des 1. und 2. Weltkrieges!“, urteilt er



hart. Sie alle hat er teils zu Fuß, teils per Fahrrad erobert. „Man verschafft sich, wenn man mal durch die 5 km langen Schützengräben gekrochen ist, ein klitzekleines Bild von dem Irrsinn, der dort einst getobt hat.“

Nachdenklich gestimmt verlassen wir seinen Urlaubsort und schauen, was **Ingrid Faust** dazu zu sagen hat: Nichts! Dafür macht sie sich Sorgen um ein anderes Kulturerbe der

Menschheit, die Handschrift:

„Die Schreibrift stirbt aus, den Einkaufszettel wird es nur noch so lange geben, bis wir alle bequem mit dem Computer einkaufen gehen!“ Ein handgeschriebenes Rezept von ihrer Frau Mutter fügt sie ihrem Artikel bei: „... ein bisschen Aroma darunter und mit einem Silbermesser rasch über die Torte verziehen.“

Von **Rudi Geitz** haben wir im HB 80 seinen unvergesslichen „Henkelmann“-Artikel aus dem HB Nr. 28 übernommen. Der Henkelmann war „ein verschließbares, mit einem

Tragebügel versehenes Essgeschirr“, welches mangels

Kantinen zur Gründerzeit des Industriezeitalters den Arbeitern von Müttern mitgegeben wurde, damit sie auf der Malocher was zu beißen hatten. Auf der Suche nach dieser Hightech der damaligen Zeit klapperte

Rudi zahlreiche Museen ab, zwecks eines Originalfotos für das HB. Seine Mühe war weitgehend erfolglos, er löste damals aber eine Initialzündung aus. Seitdem gibt es in jedem Museum des Ruhrgebietes mindestens einen Henkelmann.

Ein weiterer Mitarbeiter unserer Redaktion, **Klaus Thorwarth**, jubelt im HB 80 hoffnungsvoll: „Mein Baum wird leben! Wie oft ist schon ein Baum verreckt!“, beklagt sich Klaus beim Leser und fährt fort in gewagten Reimen: „da Efeu Schädlinge versteckt.“ Doch schon eilt ein Mann vom Grünflächenamt herbei und befreit das bedrohte Holzgewächs von den Parasiten. Das ermuntert den Poeten. Er setzt das Poem fort: „Nun wird der Baum gewiss



nicht krank, dem Gärtner sag ich herzlich Dank!“

Unser herzlicher Dank gebührt auch der Seniorenbeauftragten **Dorothee Glaremin**. Sie unterstützte uns jederzeit nach Kräften, und seit sie von einem bösen Leiden gehandicapt ist, steht uns **Markus Niebios**, ihr Ehemann, zuständig für die Seniorenarbeit im Fässchen, stets hilfsbereit zur Seite.

Eine fleißige Autorin muss hier noch

erwähnt werden, vom deutschen Alphabet ans Ende gerückt: **Ulrike Wehner**. Sie schreibt rührende Geschichten über ihren Opa, der als ihr einziger Fan sie beim Rollschuhlaufen siegen sehen wollte. Durch finstere Machenschaften der Rennleitung wurde Klein-Ulrike um den Sieg betrogen und belegte den zweiten Platz. Diese himmelschreiende Ungerechtigkeit überspielt Ulrike versöhnlich mit der lustigen Anekdote von dem

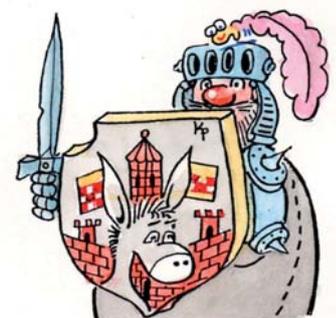
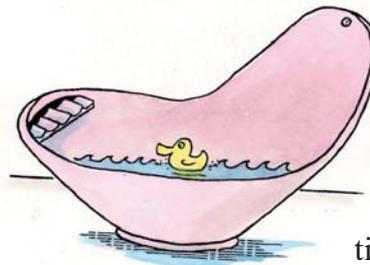
außergewöhnlichen Badezuber, der seit ihrer Kindheit ein Teil der Familiengeschichte war.

Heute ist der Bottich leider nicht mehr da, wie so viele

Hinterlassenschaften aus der grauen Vorzeit.

Grau und ein wenig von der Kunst geschädigt ist auch unser „Sprecher“ (bestimmt durch freie Wahl einstimmig von der ganzen Redaktion). „Ich bin's, **Klaus Pfauter!**“

Von mir sind die bunten Bilderchen im *Herbst-Blatt*, welche ich bisher gar nicht erwähnt habe. Dass sie überhaupt bunt sind, das verdankt unser Magazin der Initiative der Andrea. Womit wir wieder am Anfang wären: Andrea schreibt nicht viel...usw.



Leise rieselt der Schnee

- von Gisela Lehmann -



Weihnachten, heute ist Heilig Abend. Die Tage zuvor im Einkaufsstress verbracht. Geschenkekauf erledigt, manchmal bis auf den letzten Drücker. Nun zieht langsam Ruhe ein. Die junge Frau sitzt im weihnachtlich geschmückten Wohnzimmer und schaut zufrieden auf den festlich gedeckten Tisch. Ach, wie schön! Sie freut sich auf das erste Weihnachtsfest, welches sie mit ihrem Mann gemeinsam in eigener Wohnung feiern wird. Etwas Besonderes.

Der vorweihnachtliche Stress ist vorbei, entspannt gib sie sich romantischen Träumereien hin. Plötzlich stört der Klingelton ihres Handys die friedliche Idylle.

„Uff, immer und überall erreichbar. Ja bitte?“ „Du Schatz“ – sie erkennt die ihr vertraute Standardformel ihres Mannes, wenn ihn das schlechte Gewissen plagt. „Ich bringe gleich Pit und Paul mit. Sei so lieb und besorge schnell noch einen Kasten Bier. Danke,- Bussi, bis gleich...“ „Ja aber ...“ Aufgelegt. Schöne Bescherung! So hatte sie sich den Abend heute nicht vorgestellt. Ein kurzer Blick auf die Uhr – was schon so spät? Um 16 Uhr schließen die Geschäfte. Also los! Mantel, Autoschlüssel, Geld.

Inzwischen hatte es sacht angefangen zu schneien. Eine feine Schneedecke auf der menschenleeren Straße. Vom Kirchturm schmetterte der Posaunenchor ein: „Oh du fröhliche...“.

Unterwegs vom Parkplatz zum Geschäft bemerkt sie auf den Stufen vor einem der Hauseingänge einige Obdachlose. Auf sie wartet sicher kein warmes Zuhause, geht ihr

durch den Kopf, und sie beschleunigt ihre Schritte an den Männern vorbei. Die grüßen aber freundlich und pfeifen der hübschen Blondine hinterher. Kurz danach muss sie wieder an den Männern vorbei. Diesmal mit einem Kasten Bier. Ein mulmiges Gefühl. Wieder grüßen sie freundlich: „Fröhliche Weihnachten, schöne Frau!“ „Danke, auch für Sie fröhliche Weihnachten.“ Dabei schaut sie lieber nicht hin. Was habe ich da eben

gesagt? Blitzartig wird es ihr bewusst – fröhliche Weihnachten für die Obdachlosen? Das klang doch wie Spott und Hohn. Nein, so nicht, und sie kehrt die paar Schritte zurück. „Jungs, wenn einer von euch mit mir in den Laden geht, spendiere ich euch diesen Kasten Hopfensaft!“ Nicht

einer, gleich zwei freiwillige Helfer springen auf. Sie stellt ihre Last auf die Stufen und alle drei verschwinden im Supermarkt. An der Kasse legt sie der Kassiererin außer ihrem Kasten Bier noch einen Kringel Fleischwurst und eine Tüte Brötchen, beides für die Obdachlosen, aufs Band. „Die Brötchen sind jetzt gratis“, bemerkt die freundliche Frau an der Kasse. Sie sind wohl die letzten Kunden. „Vielen Dank, und ein schönes Fest!“, wünschen ihr die Drei. Wieder draußen, werden sie schon von der johlenden Schar erwartet. Alle wollen ihrem Weihnachtsengel die Hand drücken und einer bringt ihr ihren Bierkasten zum Auto. Beim Abschied sagt er leise beschämt: „Jetzt haben auch wir schöne Weihnachten.“ Sie gibt Gas. „Leise rieselt der Schnee“, ertönt es stimmungsvoll im Radio, zufrieden summt sie mit.



Der Ochse an der Krippe

- von Bärbel Beutner -



Krippenausstellungen sind in der Vorweihnachtszeit überall eine Attraktion, und der Heiligen Familie werden die Hirten und die Engel und die Heiligen Drei Könige mit Gefolge beigegeben. Die Hirten bringen Schafe mit und die Weisen aus dem Morgenlande Kamele, aber das alles ist eigentlich schon verzichtbares Beiwerk. Wer jedoch zum Kind in der Krippe dazugehört, das sind der Ochse und der Esel.

Nur: in keinem der vier Evangelien werden sie erwähnt, sie sind eine Legende, eine volkstümliche Überlieferung, vielleicht ein Märchen.

Warum konnten sich Ochse und Esel so untrennbar mit der Geburt Christi verbinden? Es hat biblische Ursachen, denn der Ochse wird oft erwähnt, ebenso wie der Esel. Beide waren wichtige Nutztiere und gehörten zum Leben dazu. In den Büchern Mose im Alten Testament scheint der Ochse wichtiger zu sein. In den zehn Geboten steht er noch neben dem Esel. Wir lernten im Religionsunterricht: „Du sollst nicht begehren deines Nächsten Haus!“, aber da steht ausführlicher, dass man sich nicht „gelüsten solle“ „seines Knechtes noch seiner Magd noch seines Ochsen noch seines Esels“.

Eine ganz große Rolle spielt der Ochse im Kapitel 21 des 2. Buches Mose, wo es um Gesetze über Totschlag und Körperverletzung geht. Die Verse 28 bis 37 setzen sich mit dem Ochsen auseinander, wenn er Schaden zufügt. Wenn er einen Menschen stößt, dass er stirbt, soll er gesteinigt werden, der arme Ochse. Seinem Herrn geht es auch nicht besser, wenn der Ochse schon vorher „stößig“ gewesen ist und der Herr ihn nicht „verwahrt“ hat; dann soll der Herr auch sterben.

Der Ochse kann aber auch zum Opfer werden, ebenso wie der Esel, wenn „jemand eine Grube auftut oder gräbt eine Grube und

deckt sie nicht zu, und es fällt ein Ochse oder Esel hinein“. Dann muss der Grubengräber zahlen. Damit kommt er besser weg als im Sprichwort, wo derjenige, der andern eine Grube gräbt, selbst hineinfällt.



Der Ochse ist ein Opfertier. Die „Erstgeburt unter dem Vieh gehört dem Herrn“ (3. Mose 26). Es wird ausführlich vorgeschrieben, wie ein solches Opfer durchgeführt werden soll. „Also sollst du tun mit einem Ochsen, mit einem Widder, mit einem Schaf oder mit einer Ziege“ (4. Buch Mose, 15, 4).

Schwer arbeiten muss der Ochse immer. „Du sollst dem Ochsen, der da drischt, nicht das Maul verbinden“, sagt das Sprichwort. Aber nein, es ist ein Bibelwort (5. Mose, 25,4)! Denken wir an die „Ochsentour“ und wie müde jemand sein kann, wenn er so richtig „geochst“ hat. Es kann sich allerdings auch jemand „abgeeselt“ haben, aber Schüler müssen „büffeln“, wenn sie versetzt werden wollen, und das hat ja auch mit dem Ochsen zu tun.

Doch zurück zur Bibel. Im Neuen Testament bekommt der Ochse Bedeutung im Gleichnis, als die hinterlistigen Pharisäer Jesus fragen, ob man einen Ochsen, der am Sabbat in den Brunnen gefallen ist, herausholen dürfe. Oder einer der geladenen Hochzeitsgäste sagt ab, weil er „ein Joch Ochsen“ gekauft hat und dieses nun prüfen muss. Der Gastge-

ber ist sehr sauer, allerdings nicht über die Ochsen.

In die Weihnachtsgeschichte aber ist er unbiblisch hineingeraten, ebenso wie der Esel. Aber es gibt ein drolliges Buch, in dem ein Stier (kein Ochse) erzählt, was bei der Geburt des Kindes wirklich geschah. Danach war sein „Urvaterstier“, ein sehr tüchtiger Zuchtbulle, aus beruflichen Gründen in Bethlehem, und sein Herr fand wegen der Volkszählung nur noch das letzte Zimmer und für den Stier einen stierenwürdigen Stall. Das kam aber nicht in Frage. Der Wirt musste den Stall säubern und heizen und frisches Stroh bringen. Als das Paar mit der schwangeren Frau kam, machte der Stier Platz und stellte seine Futterkrippe zur Ver-

fügung. Bei den folgenden Ereignissen mit Hirten und Engeln und den komischen Leuten mit den Kamelen war der prächtige Stier der Star. Für die Flucht nach Ägypten wurde



allerdings der Esel genommen, aber als ein römischer Legionär kam, um die Kinder zu morden, nahm der Stier ihn auf die Hörner und räumte auf. Ja, so war es wohl.

Unna lacht

Klaus Pfauter sucht eine Sitzbank auf dem Marktplatz in Unna auf



K. P.: Hallo, junge Frau, darf ich mich setzen?

Junger Bitte schön. Aber ich bin ein

Mann: junger Mann, wie Sie vielleicht bemerkt haben müssten.

K. P.: Entschuldigung, aber ich komme gerade vom Augenarzt. Ich sehe nicht gut.

J. M.: Ach so. Ich wiederum rieche nicht gut.

K. P.: Das würde ich nicht sagen. Nach leckeren Reibplätzchen.

J. M.: Pardon, ich meine, ich müsste mal zum HNO-Arzt.

K. P.: Und ich zum Zahnarzt. Aber erst nächste Woche, wenn ich die neue Brille habe.

J. M.: Ja, ja! Mit den zweiten Augen sieht man besser und mit den dritten Zähnen kaut man besser. Mögen Sie ein Reibplätzchen?





Die Heiligen Drei Könige von Köln

- von Klaus Thorwarth -

Andächtig hören wir jedes Jahr die Weihnachtsgeschichte. Allein von den Heiligen Drei Königen selbst ist noch Unglaubliches zu berichten.

„Sie hatten einen Stern gesehen. Da haben sie sich aufgemacht, um den neu geborenen König der Juden anzubeten.“ So berichtet als einziger der Evangelist Matthäus im zweiten Kapitel. Luther spricht von den „Weisen aus dem Morgenland“. Die exakte Übersetzung von „magoi“ ist „Magier“.

Es war Helena, die Mutter des christlichen Kaisers Konstantin, die die Gebeine der drei Magier in Palästina fand. Über Konstantinopel wurden sie nach Mailand gebracht.

Nachdem Kaiser Barbarossa diese Stadt erobert hatte, kam der Kölner Erzbischof Rainhard von Dassel in den Besitz der Reliquien. Er brachte sie 1164 nach Köln.

Dieser Besitz brachte Rainhard großes Ansehen und erhebliche politische Bedeutung.

In 40 Jahren entstand ein goldener Schrein, der größte der Christenheit. Er hat ein Gewicht von 500 kg und wurde zum Ziel tausender Pilger am Rhein. Ein beachtliches Kunstwerk aus Gold, Silber und Edelsteinen. Es lohnt sich, ihn genau anzusehen.

Bald reichte der Platz in der früheren Kirche nicht mehr für die un-



Die neue Genfer Bibel-Übersetzung nennt sie „Sterndeuter“.

Heilig gesprochen wurden sie übrigens nie. Erst seit dem 5. Jahrhundert werden sie als „Könige“ verehrt. Man hatte im Alten Testament gelesen, dass der Messias von Königen Geschenke erhalten wird: Weihrauch, Gold und Myrrhen. Daraus folgte der christliche Gelehrte Origenes (um 200 n. Chr.), dass es drei Magier gewesen sein müssen. Ihre Namen Caspar, Melchior und Balthasar kamen im 6. Jahrhundert auf.

übersehbaren Pilgerscharen. Das war der Anlass, 1248 mit dem neuen Bau des heutigen, riesigen gotischen Domes zu beginnen.

Um die Echtheit des Inhaltes zu überprüfen, wurde der Schrein zum ersten Mal am 21.7.1864 geöffnet. Eine Überraschung: Es fanden sich drei Skelette darin, von einem Mann von 50 Jahren, einem von 30 Jahren und einem Jungen von 12 Jahren.

Die Stoffe, mit denen die zahlreichen Knochenstücke umwickelt waren, stammten aus dem 2. oder 3. Jahrhundert.

Ruhe fand der Schrein mit den Reliquien nicht. 1794 wurde alles Wertvolle vor den französischen Truppen gerettet, und zwar ins Sauerland, in die Klosterabtei der Prämonstratenser Wedinghausen bei Arnsberg. Der Arnsberger Autor Ferdy Fischer hat über diese Zeit der Flucht ein Buch geschrieben. Der Titel „Das Wunder des Mittelalters – die abenteuerliche Geschichte des Kölner Domschatzes“. Nach einem Diebstahl des Schreines im Jahr 1820 musste er umfassend restauriert werden. 1936 wurde bei den Kriegsvorbereitungen eine unterirdische Kammer angelegt.

Der Zweite Weltkrieg brachte eine weitere Odyssee über Pommersfelden, Fulda, Siegen und im September 1944 wieder zurück nach Köln in einen sicheren Bunker unter der Sakristei.

So weit, stark verkürzt, die nüchterne Geschichte. Hoffentlich, liebe Leser, sind Sie nun nicht enttäuscht. Ich selbst erhalte mir meine Freude an unserer selbst geschaffenen Krippe. Auch an den drei Königen in ihren bunten Gewändern.

Foto: Klaus Thorwarth



Begegnung

- von Brigitte Paschedag -

Es war ein heißer Tag. Den Morgen hatte Lotte mit Gymnastik und Massagen in der Klinik verbracht, Mittags ruhte sie sich etwas aus. Es war ein glühend heißer Julitag. Das Thermometer spielte verrückt. Trotzdem machte sie sich zu einem Spaziergang auf. Man konnte schließlich nicht den ganzen Nachmittag im Zimmer hocken.

Sie ging am See entlang, trank eine Tasse Kaffee und stieg – in Anbetracht der Hitze gemächlich – durchs Silvaticum zum Schauinsland hinauf. Zwischen gelb leuchtenden Gerstenfeldern ging sie zurück zum Park. Kurz bevor sie den Wald wieder erreichte, sprang etwas Braunes über den Weg und blieb dann auf einer Lichtung stehen. Wie schön, dachte sie, ein Reh. So häufig sieht man die hier nicht. Beim näheren Hinschauen merkte sie jedoch, das Tier war wesentlich größer als ein Reh: eine Hirschkuh. Auch Lotte blieb stehen. So ganz geheuer war ihr die Sache nicht. Vielleicht gab es ja in der Nähe ein Kalb, und die Mutter würde es verteidigen.

Nach gefühlten zehn Minuten – in Wahrheit war es natürlich viel kürzer – sprang das Tier im wahrsten Sinne des Wortes wutschnaubend davon. Wer von beiden mehr Angst gehabt hatte, ist nicht so ganz klar. Aber dass Hirsche solche Geräusche von sich geben können, hatte Lotte vorher nicht gewusst.





Flüchtige Eindrücke von einer existenziellen Veränderung

- von Ulrike Wehner -

Verzaubernd liegt das Schleierband des Morgennebels über dem Fluss. Die ältere Frau ist sehr früh aufgestanden, um im Tagesverlauf den sich verändernden Eindruck des herrlichen Ausblickes über das Tal zu

Im Inserat über den Bau einer Eigentumswohnanlage sieht sie plötzlich die Chance, sich durch einen Wohnungswechsel an einen neuen Ort den Lebenstraum doch noch erfüllen zu können. Als sie das Angebot



beobachten. Es wird ein sonniger Tag werden, aber auch dunkle Regenwolken können ihre Stimmung nicht trüben. Weil sie die verborgene Weite kennt – denn weit zu schauen war ein Leben lang das unverzichtbare Element für ihr Wohlbefinden. Immer wieder entdeckte sie diesen Wesenszug bei Aufenthalten in den Bergen.

Nun ist diese scheinbar unerfüllbare Sehnsucht Wirklichkeit geworden.

Über 36 Jahre hat sie mit ihrer Familie in ihrem dunklen Haus gelebt und es immer wieder neu gestaltet, ohne jedoch Zufriedenheit und Wohlgefühl zu erreichen. Allmählich offenbarte sich zudem die Schwierigkeit, es für die letzte Lebensphase anzupassen. Sie hatte sich damit abgefunden, bis zum Lebensende dort zu bleiben.

zum Erwerb einer Wohnung bekommt, zögert sie nicht, greift sofort zu. Sie weiß, dass das Umziehen sie belasten wird. Doch sie sagt sich: wenn man etwas wirklich will, gibt es plötzlich auf alle Fragen eine passende Antwort, für alle Schwierigkeiten die richtige Lösung.

Seit Baubeginn vertraut mit der neuen Wohnung hat sie für die lieb gewordenen Möbel schon neue Plätze gefunden, z. B. für die Standuhr, an der ihr Mann so hängt. Die alte Einbauküche wird, genauso wie sie im alten Raum stand, in den neuen passen. Viele Pflanzen aus dem Garten werden den Balkon zieren.

Das alte Haus ist noch nicht ganz leer geräumt. Immer wieder muss sie dahin zurückkehren, um Sachen zu holen, zu ent-

sorgen. Es stellt sich keine Wehmut ein, kein Schuldgefühl, den Kindern das Elternhaus genommen zu haben. Sie leben alle in anderen Orten.

Wird sie aus lauter Gewohnheit manchmal noch den früheren Heimweg einschlagen, wenn sie den alten Heimatort besucht?

Wann wird sie das erste Mal die neue Wohnung meinen, wenn sie „nach Hause“ will? Dort wird Weihnachten anders als gewohnt sein, und beim Sylvesterfeuerwerk der Nachbarschaft ist ihr der Logenplatz auf dem Balkon sicher.

Foto: Ulrike Wehner



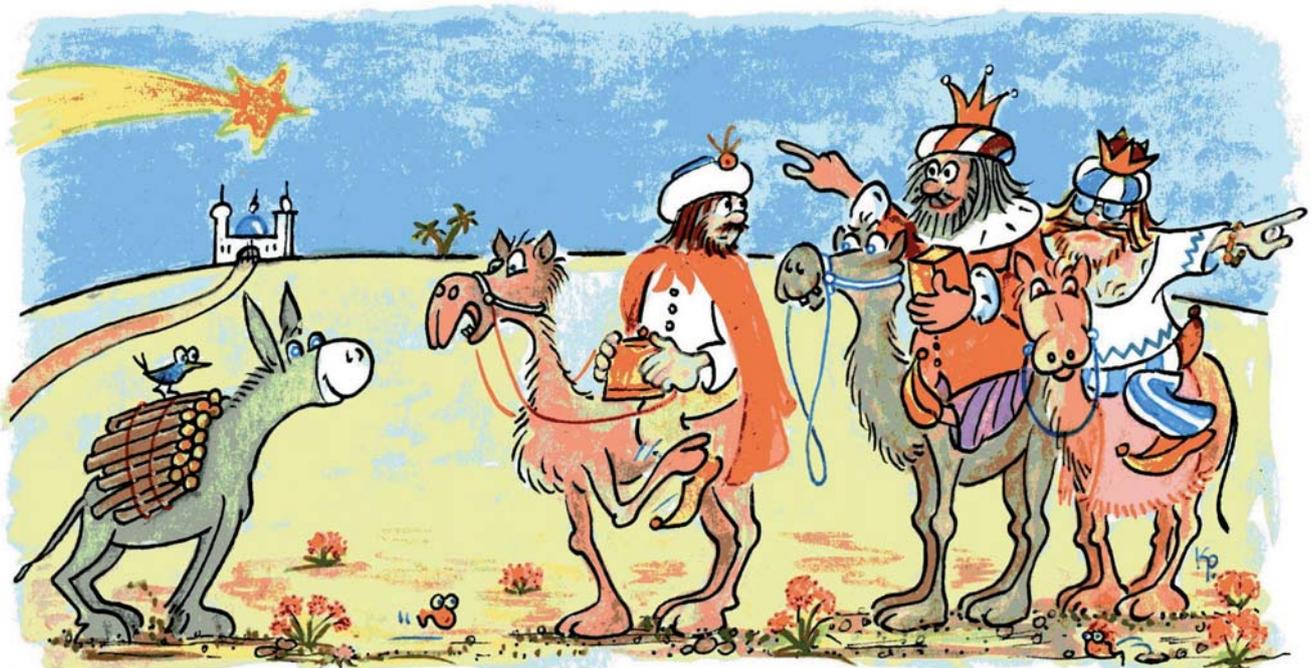
Die Flucht nach Ägypten

- Ein Apokryph von Ingrid Faust -

Um zunächst eines klar zu stellen: Ein Apokryph ist eine nicht anerkannte Geschichte aus der Bibel. Aber meines kennt jeder:

Ein Esel war mit im Stall, als Maria dort ihr Kind zur Welt brachte. Das graue Langohr mag sich von der jungen Familie nicht trennen, lässt sich sogar von Josef mit Holz beladen und trägt es zu ihrer Unterkunft. Dort erlebt er, wie die Heiligen Drei Könige, auf Kamelen reitend, zum Stall kommen, das Kind anbeten und ihm Gold, Weihrauch und Myrrhe schenken.

Später erzählt Josef Maria von seinem Traum: „Herodes sucht nach dem Kinde. Er will es töten. Wir müssen fort!“. Bald kommt der Tag der Flucht. Der treue Esel führt die Heilige Familie durch die Wüste Sinai ins sichere Ägypten. Er kennt den Weg, welchem ihm die Kamele der drei Könige aus dem Morgenland erklärt haben. Wir kennen die Geschichte. Vielleicht war es ein Vorfahre des Unnaer Esels, der den Flüchtenden half? Wie auch immer, ich wünschte, dass er auch heute noch helfen könnte...



Paderborn und junger Barock

- von Rudolf Geitz -



Der alte Dom und die Universität der Stadt Paderborn in Ostwestfalen-Lippe blicken schon auf eine über 1200 Jahre alte Geschichte zurück. Karl der Große baute hier nahe der Paderquellen eine erste Burg, in die er 777 den ersten Reichstag auf sächsischem Gebiet einberief. 30 Jahre später gründet er hier zusammen mit Papst Leo III. das Bistum Paderborn. In Folge entstehen danach etliche Großbauwerke und Kirchen, wie z. B. der „Hohe Dom“ mit dem berühmten „Drei-Hasen-Fenster“. 1614 kam mit der Theologischen Fakultät die erste Universität nach Westfalen. Heute ist die Fakultät „Informatik“ eine der Topadressen in Deutschland. Schon früh baute Heinz Nixdorf in Paderborn Computer, das nach ihm benannte Museum für Informationstechnik ist das weltgrößte dieser Art. An der Uni und

an vier weiteren Hochschulen zählt man heute ca. 22000 Studierende in der Stadt, in der auch 280 Betriebe der Hightech-Branche ihren Sitz haben. Da ist es auch nicht verwunderlich, dass der 1. SC Paderborn in der ersten deutschen Bundesliga Fußball spielte.

Im zweiten Weltkrieg musste die Stadt einige schwere Luftangriffe überstehen. Auch die aus dem 17. Jh. stammende ehemalige Jesuiten-Kirche, die heutige „Marktkirche“, erlitt schwere Schäden.

Damit wäre dieser Artikel bei dem im Titel erwähnten „Jungen Barock“ angekommen. In den Trümmern der Kirche verbrannte auch der aus dem Jahre 1696 stammende barocke Hochaltar. Mit den später dazugekommenen Aufbauten hatte dieser vergoldete Altar die beachtlichen Ausmaße von 12 m Breite und 20 m Höhe.



Mit dem Wiederaufbau an der seit der Säkularisation in Staatsbesitz stehenden Kirche begann das Staatshochbauamt 1964.

Nach Fertigstellung der Kirche bereitete die große leere Fläche der Chorrückwand allerseits große Unzufriedenheit. Versuche, diese große Fläche mit modernen Kunstelementen zu füllen, blieben unbefriedigend. Schon bei der Wiederherstellung des Innenraumes hatte man sich für eine Rekonstruktion der alten Gewölbe gegen eine waagerechte Deckenführung entschieden. Es dauerte noch ca. 20 Jahre, bis die zuständigen Ämter einem originalgetreuen Nachbau des Hochaltares zustimmten. Weitere Zeit nahm die Anfertigung von Konstruktionszeichnungen und Kostenvoranschlägen in Anspruch.

Die Anfertigung zentimetergenauer Zeichnungen war nur möglich, weil ein ehemaliger Stadtbaumeister für eine frühere anstehende Restauration eine exakte Fotoserie erstellt hatte. Nachdem diese Vorarbeiten die Zustimmung von Land, Stadt und dem neugegründeten „Förderverein Barockaltar“ erhielten, begannen die ersten Arbeiten im Juni 1989 mit baulichen Veränderungen an der Chorwand. Danach erstellten Zimmerleute und Schreiner aus Holzleimbindern und starken Buchen-Sperrholzplatten die tragenden Bauteile für den Altar. In den Spiralsäulen aus Alabastergips sorgt ein Stahlkern für die Standsicherheit.

Nach dem Richtfest im November 1990 und der Beendigung des Rohbaus 1992 konnten die Kunsthandwerker, Gipser, Stuckateure, Maler, Schnitzer, Keramiker, Vergolder usw. ihr Können unter Beweis stellen. Ihr Auftrag war, nach vorhandenen Fotografien die über 300 Jahre alten filigranen Skulpturen, Figuren, Bilder, Rahmen, Rankwerk, Ornamente bis ins kleinste Detail zu kopieren. Keine leichte Aufgabe für heutige Handwerker, auch wenn ihnen manchmal modernes Hilfsgeschäft zur Verfügung stand. Sie benötigten nochmals 12 Jahre um dieses handwerkliche Kunststück zu vollenden.

Nach insgesamt 15 Jahren Bauzeit glänzte das Gold dieses neuen Barockkunstwerks (insgesamt nur 375gr. Blattgold) erstmals am

25. Februar 2004 im Licht der Scheinwerfer. Erfreulich zu erwähnen ist, an diesem über 20 m hohen und 4 Mill. € teuren Bauwerk haben bis auf wenige Ausnahmen einheimische Handwerksbetriebe mitgewirkt.

Die geschnitzten Figuren kamen aus einer Werkstatt in Unterammergau und die Gemälde von einem Künstler aus Untergriesbach/Passau.

Paderborn ist immer eine Reise wert.

Fotos: Rudolf Geitz



Die Hasen und die Löffel drei und doch hat jeder zwei





Heute schon gegoogelt?

- von Franz Wiemann -

Entschuldigen Sie bitte das Ihnen fremd erscheinende Wort „googeln“. Oder doch nicht (mehr) fremd? An viele Veränderungen unserer Sprache, ausgelöst durch die Neuentwicklungen der digitalen Wundergeräte, die unseren Alltag verschönern helfen sollen, hat man sich inzwischen ja gewöhnt. Sie beherrschen unseren täglichen Sprachgebrauch zusehends mehr. Neulich hörte ich einen Rundfunkkommentator, der doch tatsächlich aus dem Begriff Whatsapp, dem für die schnelle Nachrichtenübermittlung viel gepriesenen Instrument, folgende Wortschöpfung zustande gebracht hat: „... wie uns soeben ein Zuhörer „gewhatsappt“ hat“. Mir hat das glatt die Sprache verschlagen. Passen Sie auf, lieber Leser, dass Sie bei Ihrem weihnachtlichen Familienbesuch alles mitkriegen, was Ihr Besuch sich so gegenseitig mitzuteilen hat. Eine Situation etwa folgender Art stelle ich mir bildlich vor: Die Kinder – und zwar schon vom zweiten bis dritten Lebensjahr an (!) – spielen ihre Videospiele auf dem kindgerechten Tablet

bzw. dem elterlichen Smartphone. Die Eltern selbst googeln vielleicht andauernd herum, um Informationen bezüglich Geschenketausch, Warenbestellung, Urlaubsplanung für das neue Jahr etc. vorzunehmen. Lediglich die Großeltern begnügen sich noch mit der Fernbedienung des Fernsehapparats, um das Weihnachtsprogramm zu verfolgen. Ansonsten trifft man sich zu den Mahlzeiten am Tisch wieder, genießt die Köstlichkeiten, aber immer wieder unterbrochen von irgendeinem Handy-Klingelton.

Oder stellen Sie sich mal vor, Sie erhalten zu Weihnachten ein neues Handy, vielleicht gar ein Smartphone geschenkt. Mit diesem schlaun Gerät (darum „smart“ = schlaun), so werden Sie belehrt, klappt die telefonische Verbindung untereinander blitzschnell. Kluger Hintergedanke des Schenkenden: „Dann brauche ich demnächst nicht mehr so oft persönlich bei Oma und Opa zu erscheinen.“ Vielleicht will man Ihnen noch zusätzlich die Segnungen von Facebook beibringen, damit die Verständigung über weite Entfer-

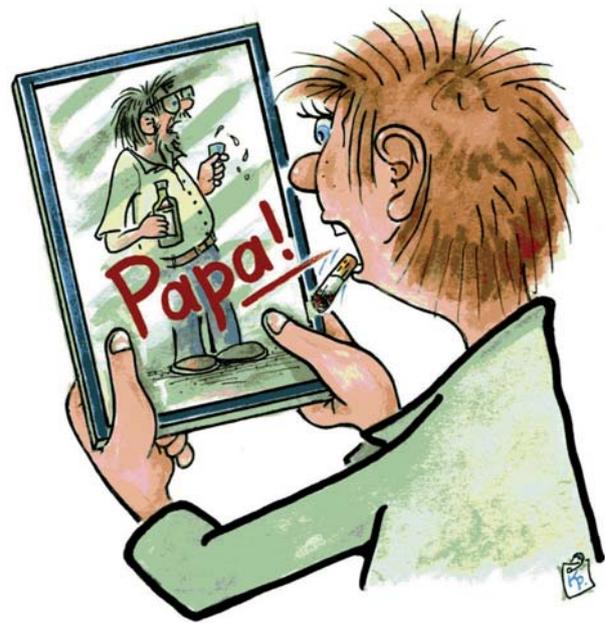


nungen hinweg noch besser klappt. So kann der Schenkende sie dann schnell darüber aufklären, wo er gerade steckt. Das klingt nach angewandter „Helikopter-Manier“, dieses Mal nur umgekehrt: Nicht die Eltern verfolgen alle Bewegungen ihrer Kinder, sondern die – inzwischen erwachsenen – Kinder kontrollieren alle Bewegungen der Eltern. Man kann ja unbesorgt in Urlaub fahren: Der Telefonkontakt ist blitzschnell hergestellt.

Die Warnungen von Experten bezüglich mangelnder Fähigkeit der Menschen, sich noch normal miteinander verständigen zu können, nehmen zu. Solche wie die oben beschriebenen Fälle der medialen und sprachlichen Verkümmern in der sozialen Kommunikation – und das sind nur ganz winzige Beispiele – sollten wir nicht so folgenlos über uns ergehen lassen. Denn viele dieser neuen Formen des Sozialverhaltens, welche ursächlich auch von den neuen Medien hervorgebracht worden sind, kritisieren Soziologen, Verhaltensforscher und Mediziner immer öfter. Die Alten kämen da häufig nicht mit, ganze soziale Gruppen, die sich den neuesten Stand nicht leisten können, würden ausgeschlossen. Doch das ist nur die Spitze des Eisbergs. So führt z. B. der Biochemiker Thomas Südhoff, Professor an der Stanford Universität (USA), die Zunahme der von der Modekrankheit des Burn-Out-Syndroms Erkrankten auf den zu häufigen Gebrauch des Handys zurück. Neue Lernprozesse, an die sich unsere Synapsen, die im Gehirn angesiedelten Schaltstellen unseres Nervensystems, anpassen, könnten auch Fehlentwicklungen bewirken. „Bei Burnout läuft die Kommunikation falsch,“ ließ er verlauten. Davon betroffene Menschen, schlug er vor, würde er dahingehend behandeln, dass sie ihren Lebensstil ändern. Soll heißen: sie müssen lernen, die Einbildung zu unterdrücken, man müsse ständig und überall erreichbar sein.

Wie kann ich mich aber schützen vor etwas, was ich gar nicht haben, nicht mitmachen will? Wie beuge ich der Sucht vor, dass jemand unbedingt alle meine Bewegungen

verfolgen will? Wie kann ich vermeiden, dass ich „digitale Spuren“ hinterlasse, auch wenn ich zum Beispiel nur einkaufen gehe? Der deutsche Informatiker Alexander Markowetz hat unlängst ausgerechnet, dass der durchschnittliche Benutzer sein Handy 88 mal am Tag einschaltet. Davon ist die 8-stündige Nachtruhe bereits ausgenommen. Auf die restlichen 16 Stunden des Tages ver-



teilt, bedeutet das, dass das Handy alle 18 Minuten eingeschaltet wird. Und wenn es auch nur darum geht, die Uhrzeit abzulesen. „Schöne neue Welt“, könnte man da mit dem britischen Schriftsteller Aldous Huxley sagen.

Kürzlich belauschte ich in einem Fachgeschäft zufällig folgendes Gespräch. Ein älterer Kunde fragte: „Ja, muss ich denn das neue Handy nicht anschließend auch wieder ausschalten?“ – „Wieso ausschalten? Lassen Sie es doch auf Stand-by stehen. Und Sie sind immer erreichbar“, antwortete der Verkäufer. Wieviel Strom- bzw. Speicherkapazität des Akkus dabei draufgeht, zählt heute scheinbar nicht mehr. Es ist noch keine 15 Jahre her, dass vor einem unsinnig hohen Gebrauch von Batterien und Akkus gewarnt wurde. Man solle die damit einhergehende Umweltbelastung reduzieren helfen.

So schnell ändert sich unser Bewusstsein. 🌿



Böse Falle

- von Brigitte Paschedag -

Freitag Mittag – das Telefon läutet. Wieder einmal der Anruf eines Fernsehanbieters, der sie sowieso alle paar Tage mit Werbesendungen „versorgt.“ Statt sofort aufzulegen – wie es wohl angebracht gewesen wäre – hört sie sich an, was der Anrufer zu sagen hat.

Zunächst die Behauptung, demnächst gebe es ja alles – Fernsehen, Telefon, Internet – nur noch digital. Davon habe sie ja bestimmt schon gehört. (Hat sie. Aber das ist zunächst mal wohl vom Tisch.) Deshalb werde man demnächst einen Techniker vorbei schicken, der die Umstellung vornehme. Auf ihren Hinweis, sie habe bereits Digitalfernsehen, kommt die Bemerkung: Ja, aber was ist mit Telefon und Internet? Das geht den Anrufer im Grunde nichts an, denn dafür hat sie einen anderen Anbieter. Sie versucht also, ihm klar zu machen, dass sie mit diesem Anbieter sehr zufrieden ist und keinen Grund sieht zu wechseln. Ja, ob sie denn das Internet weiter nutzen wolle? Sicher will sie das. Aber sie vermeidet, mit einem klaren **Ja** zu antworten. Denn sie kennt aus der Schulung „Senioren helfen Senioren“ der Polizei die Masche einiger Firmen, ein solches Ja herauszuschneiden und als angebliche Auftragserteilung zu nutzen. Sicher will sie das niemandem unterstellen, aber es ist ja gut, vorsichtig zu sein.

Nach einer gefühlten halben Stunde ist sie es endgültig Leid. Um ihn loszuwerden, bittet sie den Anrufer, ihr ein Angebot zuzuschicken, das sie dann in Ruhe überprüfen könne. Der geht zum Schein darauf ein. „Ich fasse dann unser Gespräch noch einmal zusammen!“ – „Danke, das ist nicht nötig!“ Er lässt sich nicht davon abbringen. Jetzt ist plötzlich auch von Kosten die Rede, die vorher nicht erwähnt wurden. Und die sind gar nicht so niedrig. Ihr Entschluss

steht fest. Sie geht auf das Angebot nicht ein! „Haben Sie das verstanden?“ Natürlich hat sie – sie ist ja nicht begriffsstutzig. Ein gemurmertes „Mhm“ sollte als Antwort genügen. Noch einmal die Frage: „Haben Sie das jetzt verstanden?“ Genervt wie sie ist, entfährt ihr jetzt doch noch das bis dahin sorgfältig vermiedene **Ja**.



Es kommt, wie es kommen muss. Schon zwei Tage später erhält sie – nicht etwa das Angebot, sondern eine 16-seitige Auftragsbestätigung, die sie sofort widerruft. Am nächsten Morgen um 7.30 Uhr der Anruf einer anderen Firma, die mit ihr einen Termin für die Entsendung des Technikers vereinbaren will. Ihr läge ein entsprechender Auftrag vor. Auf ihre Bemerkung hin, sie habe gar keinen Auftrag erteilt, reagiert die Dame am anderen Ende verständnisvoll. Offensichtlich hat sie so etwas schon öfter erlebt.

Es dauert noch ca. zwei Wochen, bis sie endgültig aus dem angeblichen Vertrag heraus ist. Und dann bedauert der Fernsehanbieter sehr, dass sie den Vertrag nun doch gekündigt hat. Einen Vertrag, den es nie gab.



HB-Gedankensplitter: *Denk' ich an Deutschland**

- von Klaus Busse zusammengestellt -

- Es ist nicht alles deutsch, was nicht glänzt.
Herbert Marcuse
- Wir Deutsche fürchten Gott, aber sonst nichts in der Welt.
Otto von Bismarck
- Der Deutsche meint, nur trübe Wasser können tief sein.
Alfred Polgar
- Die Deutschen – man hat sie entweder an der Gurgel oder zu Füßen.
Winston Churchill
- Die Deutschen haben ein eigenartiges Talent, die falschen Tage zu feiern.
Helmut Schmidt
- Ein eigentümlicher Fehler der Deutschen ist, dass sie, was vor ihren Füßen liegt, in den Wolken suchen.
Arthur Schopenhauer
- Das Irreale zu fordern ist der Deutschen liebste Politik.
Rolf Hochhuth
- Drollige Gesellschaft, diese Deutschen. Ich bin ihnen eine stinkende Blume, und sie stecken mich doch immer wieder ins Knopfloch.
Albert Einstein
- Die Deutschen sind sicherlich das einzige Volk auf Erden, das ein schlechtes Gewissen mehr genießt als eine schöne Frau.
Peter Zadek
- Mein Gott, was soll aus Deutschland werden, wenn ich nicht mehr da bin.
Konrad Adenauer
- Wenn in Deutschland einer Geld hat, dann denken die Leute gleich, er habe es gestohlen.
Robert Pferdmenges

*) Heinrich Heine



Winston Churchill



Helmut Schmidt



Konrad Adenauer

Ein Bayer in NRW

- von Christian Modrok -



Im Herbstblatt Nr. 78 beschrieb ich die Begeisterung bayerischer Freunde für unsere Industriedenkmäler in Nordrhein-Westfalen. Damals musste ich versprechen, bei einem nächsten Besuch wieder so etwas Ähnliches zu organisieren. Und sie kamen wieder.

Dieses Mal wählte ich den Landschaftspark Duisburg-Nord, das ist das Gebiet des stillgelegten Thyssen Hüttenwerks Meiderich. Gezielt führte ich sie zuerst zum bestiegbaren Hochofen 5. Ich ging im Voraus die

Auf der obersten, der so genannten Gichtbühne, angekommen, wurde erst einmal durchgeatmet. Dann schauten wir auf den Horizont und versuchten ein paar Objekte zu erkennen. Als sich meine Gäste an die Höhe gewöhnt hatten, traten sie näher an das Gelände. Die Dame fragte: „Was passierte hier eigentlich in diesem Hochofen?“ Ich wunderte mich, dass diese Frage von einer Frau kam. Ich zeigte ihr eine Sicherheitsnadel, die ich gerade in der Tasche hatte. „Diese, Ihre

Kochtöpfe, die Schienen, auf denen die Bahn fährt und das ganze Gerüst dieser Industrieanlage haben in diesem Hochofen ihren Anfang genommen. Aus Eisenerz, Koks und Schmelzzusätzen entstand bei Temperaturen bis zu 2000°C Roheisen, welches in Stahlwerken weiterverarbeitet wurde.“ Bei der genannten Temperatur staunte die Dame. Sie dachte, solche Temperaturen gäbe es nur in



Aussicht von der Gichtbühne am Hochofen Meiderich

Treppen hinauf. Je höher wir kamen, desto lauter hörte ich das Stöhnen hinter mir. Oben angekommen, erfuhr ich erst den Grund des Stöhnens. Nicht die Anstrengung war der Grund, sondern die Gitterroststufen der Treppen. Diese sind bei dieser Höhe nicht für jedermann angenehm. Da sagte unsere Freundin, dass, wenn ihr Mann den Aufstieg angeführt hätte, sie oben gar nicht angekommen wäre. Aber ich wäre entschuldigt, denn ich sei der Reiseführer. Der Ehrgeiz hatte sie das schummrige Gefühl beim Steigen über die Gitterroststufen überwinden lassen.

Vulkanen. Dass in der Nähe solcher Temperaturen Menschen arbeiteten, war für sie etwas Unbegreifliches.

Beim Abstieg schauten wir noch gezielt auf einige Details dieser Anlage, an denen wir beim Aufstieg vorbeigingen. Alles kam meinen Gästen sehr groß vor. Am umwerfendsten fanden sie das aufgeschnittene Rohr der Gasleitung, in dem das Gichtgas einst abgeführt wurde. Meine Gäste aus Bayern kennen ihre gigantischen Berge. Aber gigantische Industrieanlagen aus der Nähe mit eigenen Augen ansehen und anfassen zu können, war



Klettern im früheren Möllerbunker

für sie eine neue Erfahrung. Auf Fotos sieht alles harmloser aus.

Vom höchsten Punkt der Hütte gingen wir zum tiefsten Punkt, dem früheren Möllerbunker. Ich hatte meine Gäste nicht vorbereitet auf das, was sie dort erwartet. Unten angekommen, trauten sie ihren Augen kaum. Sie sahen Menschen an den Betonwänden klettern. Belustigt sagte der Urbayer mit sonorer Stimme: „Na, wenn die mal in die Alpen kommen, da fallen sie alle runter.“ Das wollte ich nicht so stehen lassen und sagte nur, dass man klein anfängt. Hier wird Sicherheit gelehrt, die ihnen später mal in den Alpen zugutekommt. Beiläufig fragte mein Freund, was das hier früher gewesen sei. Ich erklärte, dass hier die mit der Bahn angelieferten Rohstoffe, Eisenerz, Koks und Dolomit zwi-

schengelagert wurden, um damit dann die Hochöfen zu beschicken. Beim Rundgang kamen wir zum Gasometer. Wir sahen, dass das Betonbecken jetzt mit Wasser gefüllt ist und jungen Tauchern als Lern- und Übungsplatz dient. Mein Freund, der schon mehrmals in bayrischen Seen geschnorchelt hat, fand einen Tauchgang in dieser „Badewanne“ lächerlich.

Unweit des Gasometers steht das frühere Hauptschalthaus. Darin befand sich die Schaltzentrale des Hüttenwerks. Heute ist darin das Besucherzentrum, also die erste Anlaufstelle für Touristen. So wurde dieses Haus seinem alten Namen gerecht. Doch es ist nicht nur die erste Anlaufstelle, sondern auch die letzte. Müde Besucher haben dort die Möglichkeit, sich auszuruhen und den Magen zu beruhigen, so wie wir es taten. Ich erzählte dabei etwas über die Geschichte des hiesigen Hüttenwerks, welche im Jahre 1901 begann und 1985 endete. Und über die Pflanzenwelt, die jetzt überall zu sehen ist, womit sich die Natur das Gelände zurückerobert. Meine Freunde aber bewunderten die Hochöfen und

ihr Umfeld, so wie wir uns an einem Alpenpanorama erfreuen, wenn wir in Bayern Urlaub machen.

Fotos: Christian Modrok



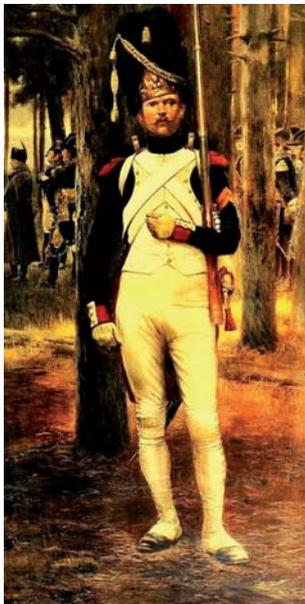
Im Hintergrund der Hochöfen



Eine uniformierte Gesellschaft

- von Klaus W. Busse -

In der Vielfalt unseres Gesellschaftslebens nimmt die „Uniform“ eine besondere Stellung ein. Dokumentiert sie doch durch ihre Form die Zugehörigkeit zu einem Verband oder Organisation. Durch das Tragen der Uniform soll der Berufs- und der Funktionsträger besonders im Vordergrund stehen. Diese sogenannte einheitliche Kleidung drückt sich in vielen Verbänden und



Vereinigungen aus. Aber auch im zivilen Bereich ist „Uniformieren“ erkennbar. Ob als Ausdruck eines Glaubensbekenntnisses oder als politische Einstellung ist sie ebenfalls verbreitet. Als klassische Form einer derartigen Kleidung kann die weltweit verbreitete Jeans angesehen werden. Bei vielen gesellschaftlichen

Gruppen gehört sie schon fast zur Standardbekleidung. Sie wird in allen Farben und Formen hergestellt und hat Kultstatus. Gern wird sie besonders von der jüngeren Generation getragen, aber nicht nur. Hauteng ist die Devise. Je enger, umso auffälliger.

Eine kleine Geschichte der Uniform

Bereits im Jahr 1309 taucht erstmals der Begriff „vestita uniformis“ in Zusammenhang mit den 400 Rittern auf, die Herzog Friedrich von Österreich nach Speyer begleiteten. Dabei ging es im Wesentlichen um eine „einheitliche Kleidung“ in Bezug auf Schnitt, Farbgebung und Ausstattung.

Das war aber nicht die Normalität, denn im Mittelalter trugen die Landsknechte das, über was sie gerade verfügten. Manchmal wurden sie auch durch den Kriegsherrn, dem sie gerade dienten, uniformähnlich eingekleidet. Daher stammt wohl auch die Redewendung „wessen Rock ich trag, dessen Fahne ich ehr“.

Ab Mitte des 17. Jahrhunderts förderte die Errichtung stehender Heere eine gewisse Vereinheitlichung in der Bekleidung.

Erst im 18. Jahrhundert erfolgte durch das Anlegen von „Libereyen“, „Livreen“ oder „Monturen“ die Nutzung gleichförmiger Kleidungsstücke in Deutschland. Damit wurde zugleich auch die Staatsmacht nach außen repräsentiert.

Die Kleidung des Soldaten ist also auch immer ein Ausdruck von bestehenden Gesellschaftsformen und deren Normen. Sie spiegelt nicht nur die Garderobe einer





Epoche wider, sie gibt auch Hinweise auf den Stellenwert des Soldaten, auf seine Bedeutung im Staat bzw. in der Gesellschaft. Man erkennt an den Uniformen die Überbetonung des Status der Armee in bestimmten Zeiten, aber auch eine geringere Wertschätzung in anderen Dekaden.

Mit Anfang des 20. Jahrhunderts wurden auch die Uniformen den neuzeitlichen Anforderungen in weniger auffälligen Farben angepasst. Die Bundeswehr-Uniform ist betont schlicht. Gleichwohl gilt dies auch für die Polizei –

mit Ausnahme Bayerns – wo anstatt des Grüns nun das Blau getreten ist. 

Quellennachweis: BMVG Walter Kunzswald



Einladung zur Lesung zum 20-jährigen Bestehen des *Herbst-Blattes*



Mitglieder der Redaktion des *Herbst-Blattes*
lesen ausgesuchte Artikel aus den inzwischen
erschienenen 80 Heften

10. Dezember 2015, 19 Uhr
im Nicolaihaus, Nicolaistr. 3, 59423 Unna

- Eintritt frei -



Reden wir über Geld

- von Heinz Naß -

Ich weiss, dass Sie **nein** sagen werden, und ich stimme Ihnen voll zu. Vielleicht interessiert Sie aber die Geschichte des Geldes.

In ganz frühen Zeiten galten Jagdgeräte und Werkzeuge als Geld. In Rom war vor 2500 Jahren Vieh das Zahlungsmittel. Im Dorf war das Wort für Geld „pecunia“, abgeleitet von „pecu“, das heißt „Vieh“. Sie prägten auch den Satz: „pecunia non olet“. Auf Deutsch: „Geld stinkt nicht.“

In China galten Gold- und Bronzeringe, aber auch symbolisches kleines Werkzeug als Zahlungsmittel.

Vor etwa 3000 Jahren benutzten Kaufleute in der Gegend, wo heute Syrien, Israel und Ägypten liegen, kleine Metallplättchen als Geld. Sie waren allerdings unterschiedlich groß, so dass sie gewogen werden mussten.

Erst der lydische König Gyges ließ, ca. 650 vor Christus, wirklich vergleichbare Münzen prägen.

Nachdem die Römer von ihrer Vieh-Währung abgekommen waren, benutzten sie Kupfer und Silber als Geld. Da diese Metallklumpen aber klotzig und schwer waren, mussten sie ausgewogen werden, um ihren

Wert festzustellen. Erst ihr Konsul Flaminius legte die

erste Silbermünze auf. Es gab Münzen mit gleichem Gewicht. Die Römer prägten die unterschiedlichsten Bilder auf die

Münzen. Der große Caesar war der erste, der auf einer Münze verewigt wurde. Im Krieg gegen die Karthager erbeuteten die Römer viel Gold. Daraus prägten sie im sie im Tempel der Juno, mit dem Beinamen Moneta, Münzen. Somit waren sie in der Lage, ihre vielen Soldaten mit Gold zu entlohnen.

Im Zuge der Völkerwanderung zerstörten die Germanen das Weströmische Reich, damit fand auch dessen Münzwesen sein Ende.

Als Konstantin der Große (324 bis 337 n. Chr.) seine Residenz von Rom nach Byzanz verlegte, führte er eine neue Goldmünze ein – den Solidus. Dieser war jahrhundertlang eine geschätzte Münze.



Unter Karl dem Großen wurde die Münzprägung zur Staatsangelegenheit. Der neu eingeführte fränkische Silberpfennig war lange Zeit eine stabile Währung.

Nach Karls Tod zerfiel das Reich und das Münzwesen lag darnieder. So vergingen ca. 300 Jahre.

In der Zeit der Kreuzzüge kam der Wunsch nach einem allseits anerkannten Zahlungsmittel auf. Der abendländische Silberpfennig kam daraufhin wieder zu Ehren.

Um 1500 brach eine neue Münzepoche an. Die Eroberer der Neuen Welt schafften tonnenweise Gold und Silber heran. Auch in Böhmen und Sachsen wurde viel Silber gefördert, das in Joachimsthal vermünzt wurde. Der Joachimsthaler trat seinen Siegeszug an. Später hieß er nur noch Taler, der Stammvater auch des Dollars.

In Preußen ließ Friedrich der Große einen neuen Münzfuß auflegen. Aus 234 Gramm Silber (genannt „Kölner Mark“) wurden 14 preußische Taler geprägt.

Maria Theresia stand vor dem gleichen Problem, das Geldwesen neu zu ordnen. Sie





schuf, gemeinsam mit Bayern einen besseren Münzfuß von nur 10 Talern aus der Kölner Mark. Der Maria Theresia Taler erlangte schnell große Beliebtheit. 1834 führten die Länder des Deutschen Zollvereins den Vereinstaler ein. Die norddeutschen Staaten zahlten mit dem Doppeladler, die süddeutschen Staaten bekamen dreieinhalb Gulden Stücke als Zahlungsmittel.

Beschwerlich war es für Kaufleute, große Warenladungen mit Münzen zu bezahlen. Bei Schiffsladungen war dies noch schwieriger. Die Münzen mussten zum Hafen transportiert werden. Silber hatte in dieser Menge an Münzen sein Gewicht. Deshalb kamen gewitzte Kaufleute auf die Idee, statt des Geldes einen Kreditbrief mit auf die Reise zu nehmen. Der konnte bei großen Geldhäusern als Gutschrift verbucht werden. Der europäische Handel rollte ganz allmählich in das papierene System hinein. Erst als der Staat bereit war, für die auf den Geldscheinen aufgedruckten Summen zu haften, funktionierte das richtig. Zuvor hatte es in einigen Ländern Ärger gegeben, als sich Banknoten als wertlose Zettel erwiesen. Im Kaiserreich gab es für die Banknoten eine Golddeckung. Damit wurden sie zum gesetzlichen Zahlungsmittel.

Als Nachwirkung des Ersten Weltkrieges fehlte die Golddeckung durch die Kriegsschädigung. Dadurch verlor die Währung dramatisch an Wert. Es gab 1923 Banknoten, deren Wert in keinem Verhältnis zu den darauf gedruckten Summen stand. Das war die Folge einer nie dagewesenen Inflation. Der „Schwarze Freitag 1929“ folgte. Viele Bürger verloren ihr Vermögen.

Die D-Mark wurde 1948 eingeführt. Jeder Bürger erhielt als Startkapital 40 DM Kopfgeld. Alle

waren zwar gleich arm, nur die Leute, die Waren horteten, wurden reich. Die ersten D-Mark Scheine hatten die Amerikaner gedruckt. Als in Westdeutschland die Bundesbank gegründet war, gab es neue Banknoten. Diese begleiteten uns bis 2001.



Europa wuchs immer mehr zusammen. Deutsche konnten problemlos im Ausland arbeiten. Der Warenverkehr lief reibungslos. Vorschriften und Gesetze wurden schrittweise angepasst. Logische Folgerung war die gemeinsame Währung, der EURO. 12 europäische Staaten waren von Anfang an dabei. Belgien, Deutschland, Finnland, Frankreich, Griechenland, Irland, Italien, Luxemburg. 🌿

Fotos: Römische Münzen: Dieter Schütz/pixelio.de
Maria Theresia Taler: gemeinfrei/wikipedia.de
Weitere Fotos: Andrea Irslinger



Prosit Neujahr!

Prosit, ein jeder wissen soll,
das heißt: Es nütze, auf Dein Wohl!

Wie hat einst Wilhelm Busch geschrieben
und hier gewiss nicht übertrieben:

„Will Dir nun das neue Jahr
etwas Gutes schenken,
sage Dank und nimm es hin
ohne viel Bedenken.

Jede Gabe sei begrüßt,
doch, vor allen Dingen,
das, worum du Dich bemühst,
möge dir gelingen“

Hätte ich drei Wünsche frei,
wünschte ich Dir dreierlei:

Erstens:

Immer richtig Blutdruck messen.
Regelmäßig. Nicht vergessen! (HB 80)

Zweitens:

Tun die vollen Gläser winken,
musst Du immer ganz viel trinken.
Nimmst Du große Gläser her,
trinkst du automatisch mehr. (HB 77)

Drittens:

Treppen sind sehr nützlich zwar,
doch hier droht auch oft Gefahr.
Achte drauf: bei jedem Schritt,
zähl hinfort die Stufen mit.
So wirst du ganz sicher gehen,
keine Stufe übersehen.
Und bestimmt auch kommst du dann....
heile unten wieder an.

Auf einen guten Jahreslauf
und pass nur immer auf Dich auf!

Klaus Thorwarth

Viel Glück für das
Neue Jahr 2016!

Rezept fürs neue Jahr

Man nehme zwölf Monate,
putze sie ganz sauber von Bitterkeit,
Geiz, Pedanterie und Angst
und zerlege jeden Monat in dreißig
oder einunddreißig Teile, so dass
der Vorrat genau für ein Jahr reicht.
Es wird jeder Tag einzeln angerichtet
aus einem Teil Arbeit und zwei Teilen
Frohsinn und Humor.

Man füge drei gehäufte Esslöffel
Optimismus hinzu, einen Teelöffel
Toleranz, ein Körnchen Ironie
und eine Prise Takt.

Dann wird die Masse reichlich mit Liebe
übergossen.

Das fertige Gericht schmücke man mit
Sträußchen kleiner Aufmerksamkeiten
und serviere es täglich mit Heiterkeit.

Katharina Elisabeth Goethe, Mutter von Johann Wolfgang von Goethe

Selbst ist der Weihnachtsmann

Zur Weihnacht ziert ein grüner Baum,
des trauten Heimes schönsten Raum.

Doch der Vater tat spät laufen,
um die Tanne einzukaufen.

Wo man am meisten drauf erpicht,
das bekommt man meistens nicht.

Jetzt bemü
dich nur und
sei hübsch
frech,
denn Ärger
kommt
schon
sowieso.

Verfasser
unbekannt



Jeder dritte Mieter der UKBS ist bereits 60 Jahre und älter

Wohnen im Alter gewinnt im Hinblick auf den demographischen Wandel immer mehr an Bedeutung. Denn: Ältere Menschen wollen möglichst lange in ihrer vertrauten Umgebung leben, mit der Nachbarschaft kommunizieren und sich in der gewohnten Gemeinschaft wohlfühlen. Die Unnaer Kreis-Bau- und Siedlungsgesellschaft (UKBS) fühlt sich diesem Wunsche verpflichtet und sieht es nach den Worten von Geschäftsführer Matthias Fischer als gesamtgesellschaftliche Aufgabe an, Heimaufenthalte zu verhindern oder möglichst lange hinauszuschieben, damit die Menschen in ihren angestammten vier Wänden leben und alt werden können.

Als kommunales Wohnungsunternehmen verfügt die UKBS derzeit über 2.841 Wohnungseinheiten in allen Gesellschafterkommunen, darunter 1.186 in der Stadt Unna. Schon heute leben in rund 950 Wohnungen des Gesamtbestandes Menschen, die 60

Jahre und älter sind. Geschäftsführer Fischer: „Das heißt, in etwa jeder dritten Wohnung unseres Unternehmens lebt eine Seniorin oder ein Senior!“

Auch noch ältere Mieterinnen und Mieter scheinen sich in den UKBS-Wohnungen absolut wohl zu fühlen. Allein in 624 Wohnungen des kommunalen Unternehmens leben Menschen, die älter als 70 Jahre sind. Sie alle schätzen ihre Nachbarschaft oder wissen, dass sie sich an den hilfsbereiten UKBS-Ansprechpartner wenden können, wenn „Not am Mann“ ist und Rat und Tat gefragt sind.

Auch bei künftigen Bauvorhaben werde das kommunale Wohnungsunternehmen die Belange der älteren Generation nachhaltig berücksichtigen, versichert der UKBS-Geschäftsführer und kann sich dabei auf die Zustimmung des Aufsichtsrates verlassen.



Ein Musterbeispiel für perfektes Wohnen im Alter ist die UKBS-Wohnanlage an der Dahlienstraße in Königsborn. Auf unserem Foto kann Geschäftsführer Matthias Fischer – links im Bild – Besucher begrüßen, die sich über das Qualitätssiegel des Landes NRW für diesen Komplex des „Betreuten Wohnens“ freuen.



Unsere Förder-
programme -
exklusiv für
SWU-Kunden!

Umstellung auf Erdgas • LED-Leuchtmittel • Neue Weiße Ware • Hocheffizienzpumpe
Rundum versorgt mit unseren Förderprogrammen

www.sw-unna.de • ☎ 02303 2001-180

istock - AleksandarJukic



DR. COEN'S RING APOTHEKE und APOTHEKE BERLINER ALLEE



GUTSCHEIN:
30 % Rabatt
auf ein apotheken-
pflichtiges Produkt
(Angebote ausgenommen)

Apotheker Dr. Matthias Coen EK

59423 Unna-Mitte

59425 Unna-Königsborn

Bahnhofstraße 41

Berliner Allee 20-22

Tel.: 02303-12244

Tel.: 02303-61616